



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 1993

---

**Wer eigen mein die Welt ... Weltentwürfe und Sinnprobleme deutscher  
Minne- und Abenteuerromane des 14. Jahrhunderts**

Kiening, Christian

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich  
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-92362>  
Book Section

Originally published at:

Kiening, Christian (1993). Wer eigen mein die Welt ... Weltentwürfe und Sinnprobleme deutscher Minne- und Abenteuerromane des 14. Jahrhunderts. In: Heinzle, Joachim. Literarische Interessenbildung im Mittelalter. Stuttgart: Metzler Verlag, 474-494.

GERMANISTISCHE SYMPOSIEN  
BERICHTSBÄNDE

Im Auftrag der Germanistischen Kommission  
der Deutschen Forschungsgemeinschaft und in Verbindung  
mit der »Deutschen Vierteljahrsschrift  
für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte«

herausgegeben von  
Albrecht Schöne  
XIV

Literarische  
Interessenbildung  
im Mittelalter

DFG-Symposion 1991

Herausgegeben  
von Joachim Heinzle

mit 20 Abbildungen

Verlag J. B. Metzler  
Stuttgart · Weimar

*Wer aigen mein die welt . . .*  
Weltentwürfe und Sinnprobleme  
deutscher Minne- und Abenteuerromane  
des 14. Jahrhunderts

CHRISTIAN KIENING (München)

Geschichten, zentriert um Liebe und Abenteuer, um Gewinn, Verlust und Wiederfinden des oder der Geliebten, um Auszug, Irrweg und Rückkehr, sind aus der Antike vielfach bekannt und bilden in den volkssprachlichen Literaturen des Mittelalters einen zwar unscharfen, aber konstant präsenten Typus.<sup>1</sup> Greifbar wird er in der deutschen Literatur mit dem innovativen, aber wohl schnell überholten ›Trierer Floyris‹, etabliert dann durch Konrad Fleck und Rudolf von Ems – in zwei signifikant unterschiedlichen Varianten, die alternative Erzählmöglichkeiten und poetologische Situationen offenbaren. Beide – der geradlinige Weg zu idealer Minnepartnerschaft und die Rückübersetzung paradoxaler Minne in gesellschaftliche Verantwortlichkeit – repräsentieren auch Möglichkeiten narrativer Sinnkonstitution, die sich behaupten sowohl neben der strukturell-symbolischen Konzeption des Artusromans chrétien-scher Prägung, die eine dialektisch-dynamische Relation von *minne* und *aventure*, von individueller Erfüllung und gesellschaftlicher Verpflichtung entfaltet<sup>2</sup>, wie neben der elitär-existentialen Konzeption des Tristanromans, die das exklusive Publikum in die Paradoxie von Liebe und Leid hineinzieht, Minne und Gesellschaft in diametrale, nur utopisch vermittelbare Welten spaltet.<sup>3</sup>

Im Typus des Minne- und Abenteuerromans führt nicht der Aventure-Weg zu Minne und Herrschaft, aber auch kein Minnewahnsinn zu zwangsläufiger sozialer Desintegration; die Liebeserfahrung steht am Anfang, ist *Movens* des Kommenden, einer Überwindung von Schwierigkeiten, die auf die gesellschaftlich sanktionierte Ehebindung ausgerichtet ist. Erzählt wird in ›Floris und Blanscheflur‹ wie im ›Wilhelm von Orlens‹ zunächst die gleiche Geschichte einer Kinderminne, die erst nach schmerzreichen Trennungen dauerhaft zu verwirklichen ist: bei Fleck in einem auf die Suche des Liebenden konzentrierten individuellen Weg ohne sozialen Kontext und fast ohne historische Implikationen und erzählerische Reflexionen, der den Heiden Floris

durch glückliche Umstände, nicht durch ritterliche Bewährung im Orient mit der Christin Blanscheflur vereint; bei Rudolf – als kontrastierender Entwurf zu Gottfrieds ›Tristan‹ – im geschichtlichen Raum Englands und Nordfrankreichs, im Kontext der politischen Auseinandersetzung verschiedener Königreiche, Minne damit konfrontiert mit der Frage nach Herrschaftsorganisation und -sicherung.

In der Allgemeinheit des erzählerisch-anthropologischen Typus und der grundsätzlichen Offenheit der Handlungskonstellation scheinen Verbindungen verschiedener Strukturmodelle und narrativer Realisierungen bereits vorgezeichnet, die sich im Laufe des 13. Jahrhunderts in bunter Fülle und Überlagerung ausprägen: in Kombinationen symbolisch vertiefter und additiver Erzählformationen; in Verflechtungen von Brautwerbungsschemata mit legendarisch-heilsgeschichtlichen Wegmodellen (etwa Placidus-Eustachius-Legende), mit Elementen des Schlüsselromans oder des hellenistischen Märchen- und Familienzusammenführungsromans, variiert z. B. als Geschichte der unschuldig verfolgten Frau.<sup>4</sup> Auch wenn die heterogenen ›nachklassischen‹ Erzählungen um Minne und Abenteuer sich vielfach auf das Paradigma des höfischen Romans bezogen zeigen, übernehmen sie zumindest zwei zentrale Prämissen meist nicht: die Erzeugung und Vermittlung von Sinn »im Übergang«, im komplexen Akt des Erzählens und dessen prozessual erfahrenen dialektischen Mitvollzuges auf Seiten des Publikums<sup>5</sup>; und das ungebrochene Vertrauen auf eine innerliterarische Utopie (arthurische Gesellschaft, Gral oder Minnetranszendenz), obgleich diese verschiedentlich in Dienst genommen wird. Damit sind die narrativen Wertsetzungen und Weltentwürfe aber auch (wieder) auf die konfliktreiche Relation zwischen außerliterarischen Normhorizonten der Geschichte oder Heilsgeschichte und eigendynamischen narrativen Prozessen verwiesen. Spannungen verschiedener Erzähl- und Sinnwelten sind angelegt. Zumindest scheint der größere Raum, der dem Wunderbaren und Dämonischen in ›nachklassischer‹ Erzählliteratur eingeräumt wird, der Eigenraum der Negativität, implizit auch die Positivität des Helden und des Weltentwurfs im ganzen zu problematisieren<sup>6</sup> und scheint weder die stilistische Ästhetisierung (Konrad von Würzburg) noch die »Rückkehr fiktionalen Erzählens in ein heilsgeschichtliches Bezugssystem«<sup>7</sup> ein neues Erzählparadigma inaugurieren zu können. Andererseits wird deutlich, daß auch eine ›alternative Ästhetik‹ des Erzählens, die sich in geschichtslos-unmittelbarer, moralisch-indifferenter, collagierend-widersprüchlicher Form zum primä-

1 Überblick: N. Holzberg, *Der antike Roman*, München/Zürich 1986; T. Hägg, *Eros und Tyche. Der Roman in der antiken Welt*, Frankfurt 1987; W. Röcke, *Höfische und unhöfische Minne- und Abenteuerromane*, in: V. Mertens und U. Müller (Hrsg.), *Epische Stoffe des Mittelalters*, Stuttgart 1984 (Kröner 483), S. 395–423.

2 Zum strukturellen Typus: R. Simon, *Einführung in die strukturalistische Poetik des mittelalterlichen Romans. Analysen zu deutschen Romanen der matière de Bretagne*, Würzburg 1990 (Epistemata – Literaturwissenschaft 66).

3 vgl. T. Tomasek, *Die Utopie im ›Tristan‹ Gotfrids von Straßburg*, Tübingen 1985 (Hermaea 49).

4 Wichtige Beiträge jetzt in dem Sammelband von W. Haug und B. Wachinger (Hrsg.), *Positionen des Romans im späten Mittelalter*, Tübingen 1991 (Fortuna vitrea 1).

5 W. Haug, *Probleme des Erzählens in ›nachklassischer‹ Zeit*, ebd., S. 338–365, hier S. 340.

6 s. W. Haug, *Literaturtheorie im deutschen Mittelalter. Von den Anfängen bis zum Ende des 13. Jahrhunderts*, Darmstadt 1985, bes. S. 250ff.

7 A. Ebenbauer, *Das Dilemma mit der Wahrheit, Gedanken zum historisierenden Roman des 13. Jahrhunderts*, in: Chr. Gerhardt/N. F. Palmer/B. Wachinger (Hrsg.), *Geschichtsbewußtsein in der deutschen Literatur des Mittelalters*, Tübingen 1985, S. 52–71, hier S. 70f.

ren Zwecke der Unterhaltung manifestiert<sup>8</sup>, für die Erzählliteratur des 13. und 14. Jahrhunderts noch nicht eindeutig zu etablieren ist. Aus programmatischen Aussagen wie narrativen Vollzügen spricht hier noch, auch wo die Freude am Erzählen, an fremden Erfahrungswelten unverkennbar ist, immer wieder die drängende Frage nach der Funktion von Literatur, nach autonomer, gleichwohl gültiger literarischer Wertsetzung. Die Minne- und Abenteuerromane des 14. Jahrhunderts – »Reinfried von Braunschweig«, »Wilhelm von Österreich«, »Friedrich von Schwaben«<sup>9</sup> – können so, literarhistorisch gesehen, zugleich als Ausläufer einer oder mehrerer literarischer Reihe(n) begriffen werden, abgelöst durch den andere Stoffbereiche und Erzählverfahren nutzenden Prosaroman des 15. Jahrhunderts.<sup>10</sup> Sie stehen als spezifische, zumindest teilkohärente Weltentwürfe, als um Liebesverlangen und Wegerfahrungen zentrierte Konstruktionen »symbolischer Sinnwelten«<sup>11</sup> an einer Grenze, die Möglichkeiten und Probleme eines im Umbruch begriffenen Erzählens repräsentiert. Diesen ästhetischen Umbruch in seinen Implikationen, die epochale Transformation in historischen Koordinaten zu fixieren, erfordert zunächst eine differenzierte Erfassung literarischer Sinnkonstitutionen, des Verhältnisses der Erzählwelten zu narrativ und reflexiv entfalteten Normhorizonten, generell der »Akte des Fingierens«, in denen sich die imaginierten Räume der Erzählung im Spannungsfeld von Fiktion und Wirklichkeit situie-

ren.<sup>12</sup> Die folgende Skizze, die auf Detailinterpretation wie Forschungsdiskussion weitgehend verzichten muß, kann die Positionen der Text nur markieren und gemeinsame Fragestellungen in differenten narrativen Verlaufsformen und textinternen Diskursen andeuten.

### 1. Weltentwürfe

*Raum und Zeit.* Die Geschichten nehmen ihren Ausgang in relativ präzisen, geographisch und politisch konkreten, ansatzweise außerliterarisch-historisch fixierten Bedingungen. Reinfried ist Herzog von Braunschweig, Sachsen und Westfalen, genealogisch wohl verbunden mit dem Geschlecht Heinrichs des Löwen; Wilhelm/Wildhelm der ersehnte Thronerbe Luitpolds, des Herzogs von Österreich; Friedrich jüngster von drei Söhnen des Schwabenfürsten Heinrich, verknüpft mit Erinnerung und Reaktualisierung (dynastisch untergegangener) staufischer Tradition.<sup>13</sup> Keiner der drei steht im Text vor dem Problem des Herrschaftserwerbs; die Wege Wildhelms und Friedrichs, auch wenn sie dazu führen, sind durch Minne initiiert, nicht durch die Umtriebigkeit ungesicherter *iuvenes*. Die Bewegungen der drei Helden sind solche der Suche nach zunächst konkreten Zielen und unter konkreten Bedingungen, aber auch Ausdruck eines Unterwegsseins grundsätzlicherer Art, konträrkomplementär zu der größeren Ortsbeständigkeit der (intendierten) Minnepartnerinnen. Gebunden an die Wege der drei Helden erweitern sich die Raumdimensionen im Ablauf der Geschichten: im Ausgreifen auf christlichen und heidnischen Orient, aber auch (und nahtlos) auf Regionen des Phantastischen und Märchenhaften. Minnesehnsucht ist damit durchzogen von der Erfahrung der Fremde und Einsamkeit, ist betroffen von den Gefahren und Nöten, aber auch Verführungen und Reizen der Ferne.

Im »Reinfried von Braunschweig« ist das Thema von Nähe und Ferne zunächst in europäischem, dann in orientalischem Raum entfaltet. Reinfried verläßt – vor dem Hintergrund des »Iwein«-Schemas – die norwegische Königstochter Yrkane, verläßt eine gerade erst auflodernde Minnebindung, um seinen ritterlichen Ruhm bei Turnieren zu erhöhen, und kehrt, durch Boten informiert, gerade rechtzeitig zurück, um einen Nebenbuhler auszuschalten. Reinfrieds Abwesenheit bringt Yrkane in Bedrängnis, nur durch die zweimalige Entfernung des namenlosen, eifersüchtigen »Erpressers« außer Landes (Paris,

8 W. Haug, Hüge Scheppel – Der sexbesessene Metzger auf dem Lilienthron. Mit einem kleinen Organon einer alternativen Ästhetik für das spätere Mittelalter, in: Wolfram-Studien 11 (1989), S. 185–205, bes. S. 200ff.; s.a. Cl. Lugowski, Die Form der Individualität im Roman (1932). Mit einer Einleitung von H. Schlaffer, Frankfurt/M. 1976 (stw 151).

9 Ausgaben: RvB, hrsg. v. K. Bartsch, Tübingen 1871 (StLV 109); WvÖ, hrsg. v. E. Regel, Berlin 1906 (DTM 3); FvS, hrsg. v. M. H. Jellinek, Berlin 1904 (DTM 1). Grundsätzlich zu verweisen ist auf die überblicksartigen Beiträge von D. Ohlenroth, »Reinfried von Braunschweig«. Vorüberlegungen zu einer Interpretation; G. Vollmann-Profe, Johann von Würzburg, »Wilhelm von Österreich«, und P. Sappeler, »Friedrich von Schwaben«, in: Haug/Wachinger [Anm. 4], S. 67–96, 123–135, 136–145. Außerdem: B. Koelliker, Reinfried von Braunschweig, Bern 1975 (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 51); O. Neudeck, Kontinuum historische. Zur Synthese von tradierter Geschichtsauffassung und Gegenwartserfahrung im »Reinfried von Braunschweig«, Frankfurt/M. [u.a.] 1989 (Mikrokosmos 26); A. Juergens, »Wilhelm von Österreich«. Johans von Würzburg »Historia Poetica« von 1314 und Aufgabenstellungen einer narrativen Fürstenlehre, Frankfurt/M. [u.a.] 1990 (Mikrokosmos 21); B. Schöning, »Friedrich von Schwaben«. Aspekte des Erzählens im spätmittelalterlichen Versroman, Erlangen 1991 (Erlanger Studien 90) [mir noch nicht zugänglich]. Der schärferen Exponierung der Fragestellung wegen muß ich auf die Einbeziehung etwa des »Göttweiger Trojanerkriegs« oder von Heinrichs von Neustadt »Apollonius von Tyrland« (dazu B. Wachinger, in: Haug/Wachinger [Anm. 4], S. 97–115), die viele Berührungen aufweisen, verzichten.

10 S. aus anderer Perspektive auch Th. Cramer, Aspekte des höfischen Romans im 14. Jahrhundert, in: W. Haug/T.R. Jackson/J. Janota (Hrsg.), Zur deutschen Literatur und Sprache des 14. Jahrhunderts, Heidelberg 1983, S. 208–220.

11 P.L. Berger u. Th. Luckmann, The Social Construction of Reality, New York 1966; s.a. N. Goodman, Ways of Worldmaking, Hassocks 1978 (Harvester Studies in Philosophy 5); Th. G. Pavel, Fictional Worlds, Cambridge/Mass. 1986.

12 W. Iser, Akte des Fingierens oder Was ist das Fiktionale im fiktionalen Text?, in: D. Henrich/W. Iser (Hrsg.), Funktionen des Fiktiven, München 1983 (Poetik und Hermeneutik 10), S. 121–151; jetzt auch ders., Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie, Frankfurt 1991, bes. S. 377ff. (»Zusammenspiel des Fiktiven und Imaginären«).

13 Zur (nieder)schwäbischen Staufertradition und zum Aspekt der Präsentation gentiler Identität und genealogischer Herkunft verschiedentlich Kl. Graf, Gmünder Chroniken im 16. Jahrhundert, Gmünd 1984, S. 17–21; Genealogisches Herkommen bei Konrad von Würzburg und im »Friedrich von Schwaben«, Jb. der Oswald von Wolkenstein Gesellsch. 5 (1988/89), S. 285–295; allgemeiner: Aspekte zum Regionalismus in Schwaben und am Oberrhein im Spätmittelalter, Oberrheinische Studien 7 (1988), S. 165–192.



London) läßt sich die Situation jeweils retten, bis der Held schließlich erscheint – als strahlender Unbekannter, nicht als leidender Liebender; die Ehe wird geschlossen. Räumliche Entfernung gefährdet die Minnebeziehung nicht emotional, sondern aufgrund einer bestimmten sozialen Konstellation. Eine strukturelle Entsprechung zum nicht erhaltenen Endteil der Geschichte deutet sich immerhin an; Reinfrids Rückkehr aus dem Orient dürfte eine zweite Wiederverheiratung Yrkanes, aber auch eine sich andeutende Zersetzung strahlenden Heldentums knapp verhindert haben. Denn Reinfrid, dessen Kreuzzugsunternehmen noch ausdrücklich von den Pilgerfahrten der Gegenwart abgehoben worden war (RvB 15472ff.), wird nicht nur selbst zeitweilig zum Pilgerreisenden, sondern droht sich auch in den Wundern des Ostens zu verlieren. Der Kreuzzug ist nur Auftakt zu einer ansehnlichen Rundreise, eingeschlossen Besuche neu- und alttestamentlicher Stätten, Begegnungen mit klassischen Wundervölkern, das Vordringen über Gebirge und Meer zum Magnetstein (und weiter auf einem *engen smalen stíc* [21 131] in eine Höhle, die so etwas wie das Geheimnis der Welt birgt), schließlich den existenzgefährdenden Kontakt mit einer Sirene. In diesen Orientabenteuern, die Reinfrids Ruhm und seine Freundschaften vermehren, stehen verschiedene Rollen des Kreuzritters, Pilgerfahrers und Orientreisenden mit verschiedenen Sinnangeboten nebeneinander, doch konturiert sich auch ein Held, der seine Herrscherpflichten und seine Liebe zu vergessen beginnt. Die Heilsgeschichte, die Reinfrid immer wieder tangiert, kann seinen eigenen problematischen Status kaum kaschieren, und die Horizonterweiterung bleibt insgesamt zwiespältig – nicht nur wegen der Gefahr der Verlorenheit, sondern auch wegen eines Protagonistentypus, von dem das Wahrgenommene in keiner Reflexion zurückstrahlt. Magnetstein und Sirenenabenteuer erscheinen strukturell als Umkehrpunkte eines Erkundungs- und Entfremdungsweges, der nicht für den statischen, als Demonstrationsobjekt dienenden Helden, wohl aber für das Publikum zum Prozeß der Erkenntnis (durch gelehrtes Wissen) und Erfahrung werden kann. Wenn hier der relativ geschlossene Minneraum des ersten und der offene Aventiurenraum des zweiten Teils auseinandertreten, ist aber zugleich die Frage aufgeworfen, wie ein autonomer Idealritter absoluter Minne verpflichtet sein und dennoch auf europäischem wie orientalischem Terrain im wesentlichen seine eigenen Wege gehen kann. Die Antwort liegt u. a. in einem diskontinuierlichen Raum zwischen Vergangenheit und Gegenwart, der sich von Bekanntem zu Unkonkretem (das Niemandland des Kreuzzugs) und schließlich Phantastischen verschiebt, ohne die Spannung zwischen Beschränkung (auf den Helden) und Öffnung (in der Begegnung) aufzuheben.

Wildhelm von Österreich und Friedrich von Schwaben dagegen bewegen sich durch bekannte und unbekannte Räume, getrieben nur von der einen Sehnsucht: der Vereinigung mit der Geliebten (*ain ainec ain*). Wildhelm, Produkt der vom Himmel erhörten Bitten seines nach Ephesus wallfahrenden, bislang erbelosen Vaters, ist schon biographisch auf die Ferne verpflichtet, auf sein fernes Pendant, die am gleichen Tage geborene Heidin, Tochter des Königs Agrants von Zyzya, der sich in gleicher Intention mit Wildhelms

Vater in Ephesus zusammengefunden hatte. Von einem inneren Bild geprägt, macht sich Wildhelm auf *in daz ellende* (WvÖ 847, 891), findet Aglye, kann sich aber nicht behaupten; er ist neuen Entfernungen ausgesetzt, vermag nur kurzzeitig, unter Einsatz des eigenen Lebens zurückzukehren, um designierte Ehemänner zu eliminieren. Auch nach der glücklichen Vereinigung mit Aglye und der endgültigen Niederringung Agrants, der lange Zeit den Typus des bösen Brautvaters verkörpert, etabliert Wildhelm sich nicht in einem nunmehr teilchristianisierten Orient, er folgt schon bald seinem Vater Luitpold nach Österreich, und als er zur Geliebten zurückkehrt, wird das Glück schnell zerstört: der Ort Mons Salvia, an dem sie sich treffen, verheißt ein Heil, das den beiden doch vorenthalten wird, erweist sich als nur momentane Oase inmitten von Heillosigkeit; bei seinem ersten Ausritt, auf den Spuren eines Einhorn, wird Wildhelm nur drei Meilen von zu Hause entfernt von rachsüchtigen Heiden erschlagen. Den gerade ein dreiviertel Jahr alten Sohn bringen loyale Gefolgsleute nach Österreich, damit wieder auf ›reales‹ Territorium zurück; der Kreis um die Raumimaginationen schließt sich. Der Wechsel von Österreich zum Orient zeigt sich als Übergang von Räumen realer Geographie in solche des Imaginären: präzise werden Wege zu Pferd und zu Schiff von Wien bis zum schwarzen Meer hin beschrieben, das weitere verwischt sich im Kontinuum der Phantasie. Wie seinen Vater Luitpold verschlägt es auch Wildhelm durch ›höhere Macht‹ nach Zyzya; die in gleichen Nöten verbundenen Väter werden durch einen Seesturm zusammengebracht, die Kinder durch den Riesen-Insel-Walfisch Cetus, an dem sich Wildhelms Auserwähltheit offenbart, bleiben doch die Diener zurück. Beim Aufbruch aus dem phrygischen Smyrna (der Stadt Walwans, dem Aglye versprochen ist) in Richtung Maroc gelangt Wildhelm plötzlich, auf den Spuren der Aventure, in das paradiesische Zauberreich des Ritters Joraffin, um dann vor Aurimunt, schon in der Nähe Melchinors von Maroc, wieder in die Realgeographie einzutreten; in mythischem Raum (Land von einem Gebirge umschlossen, nur ein Weg) begegnet er schließlich einem schrecklichen menschlich-unmenschlichen Ungeheuer und dem Zauberer Merlin; erst die Entscheidungsschlacht gegen Agrant, unter Beteiligung historischer Kreuzritter, führt in historische Regionen (Nil, Damiette, Jordan) zurück. Räume sind insgesamt gänzlich funktionalisiert im Hinblick auf Wildhelm: ist schon der gemeinsame Raum des Zusammenseins mit Aglye oft kein homogener, sondern ein von Störungen durchzogener<sup>14</sup>, so bedeutet Wildhelms Bewegung immer Entfernung von Aglye (auch am Ende noch, als er für kurze Zeit nach Österreich heimkehrt), bedeutet Gefahr für die Beziehung (zweimal steht der Vater im Begriff, sie einem anderen zu verheiraten) und für ihn selbst (auf seinem Ausritt zur Einhornjagd wird er von einem Verwandten Aglyes erschlagen). Der Held wird damit auf erstaunliche Weise raumlos, gewinnt zwar Freunde, findet Orte der Bestätigung, auch der Freude (so kurz vor Schluß bei einigen unbe-

14 Schon am Hofe Agrants werden sie getrennt und können sich nur mit Briefen verständigen (s. H. Brackert, *Da stuont daz minne wol gezam*. Minnebriefe im späthöfischen Roman, *ZfdPh* 93, Sonderheft [1974], S. 1–18); eine spätere Wiederbegegnung wird gleichfalls in der Öffentlichkeit stattfinden (WvÖ 9364ff.).

schwerten Monaten in der Heimat), doch Orte ohne Anhalt, fern von der Geliebten. Die klangvollen Namen Nobel Terre, Montigal und Mons Salvia stellen nicht mehr als punktuelle Refugien dar; das von einem feurigen Gebirge umschlossene Reich Joraffins durchquert Wildhelm unbeschadet, vermehrt an Wissen, aber nicht an Raumerfahrung. Er findet keine Außenwelt, die seiner gänzlich auf Aglye zentrierten Innenwelt entspräche.<sup>15</sup> In der ›Grauzone‹ waldiger Gebirgslandschaft (WvÖ 18949) wird er ermordet, nicht weit von Aglye, seiner *sel* (12109), seinem wahren und einzigen *paradys* (15894), und doch in äußerer und innerer Fremde.

Im ›Friedrich von Schwaben‹ ist der Konflikt zwischen Außen- und Innenwelt, die Differenz realer und imaginärer Räume entproblematisiert, auch wenn der Held ebenso ein Getriebener ist wie Wildhelm und darauf angelegt, erst mit Angelburg seinen Frieden zu finden. Von dem Ausgangspunkt Schwaben entfernt sich die Handlung mit Friedrichs Weg auf unbestimmte Wälder, Felder und Berge hin (FvS 1830–32 u. ö.), um auch bei seiner Beteiligung an ›realpolitischen‹ kriegerischen Auseinandersetzungen (für König Turneas) nicht in fixierte Räume zurückzukehren.<sup>16</sup> Wenig markiert sind die Übergänge zu Räumen märchenhaft-mythischen Charakters, deren Zugang Friedrich in der Regel allein vorbehalten bleibt: das Schloß, auf dem sich Angelburg für festgesetzte Fristen in Menschengestalt zurückverwandeln kann, erreicht er bei der Jagd in Waldestiefe, geführt durch den hinwegeilenden Hirsch; in das im Berginnern gelegene Reich der Zwergenkönigin Jerome gelangt er durch deren Lockung mit *aubentür* und *weißhait* (FvS 2488f.), von zunächst unverfänglicher Wald- und Wiesenumgebung her; Resultat des schließlich erfolgreichen Erlösungsweges ist der gemeinsame Zug mit Angelburg nach der *Liecht öw* (5317), dem nicht konkretisierten, mythischen Land der Erfüllung der Sehnsüchte. Entfernungen sind für Friedrich nicht zu überbrücken, er bewegt sich auf ein zwar durch komplizierte Erlösungsvorschriften garantiertes, aber ungewisses, nur namentlich bekanntes Ziel zu, das nicht mit Fragen und Einsichten zu gewinnen ist, sondern schließlich gemäß märchenlogischer Steuerung erreicht wird; Beständigkeit ist damit wichtigste Eigenschaft des Helden, Bereitschaft, sich immer und immer wieder auf den Weg zu machen und die eigene Intention nicht aus den Augen zu verlieren. Die durchmessenen Räume sind für Friedrich weniger noch als für Wildhelm Räume der Erfahrung und Entfaltung, sondern im wesentlichen Hindernisse eines suchenden und leidenden Helden, Möglichkeiten der Abweichung und Verirrung. Auch er ist ein Protagonist, den es im Vertrauten nicht hält, der über keine Eigenwelt verfügt (FvS 1614: ›*Wer aigen mein die welt*‹); doch er hat nicht nach der Welt zu suchen, in der sich Vertrautheit neu, in Gemeinschaft mit der Geliebten, herstellen ließe, hat vielmehr in einem mühsamen Weg die Welt von den Elementen zu erlösen, die das Negative konstituieren. Deutet sich bei Reinfrid und Wildhelm noch Neugier als Element im Umgang

<sup>15</sup> s. Vollmann-Profe [Anm. 9], bes. S. 128f.

<sup>16</sup> Wenn später die Hochzeiten zu organisieren sind, ›geht‹ man einfach zu den in Frage kommenden Damen Malmelon, Salme und Osann, ohne daß Räume eine Rolle spielen (6922/27/30).

mit dem Fremden an, so ist Friedrich zu sehr in das Fremde verstrickt, um dieses als solches noch wahrnehmen zu können; das Wundern ist diesem Helden nicht zu eigen, und er kann das Wunderbare, nachdem die Welt vom Bösen befreit ist, auch relativ problemlos integrieren.

Mit Individualräumen korrespondieren individual zentrierte zeitliche Abläufe, die auf textexterne Zeitmarken vereinzelt Bezug nehmen.<sup>17</sup> Reinfrid von Braunschweig, zu Beginn 24 Jahre alt, bewegt sich nicht nur in konkreten Raumverhältnissen, sondern auch in einigermaßen präzisen Zeitdimensionen. Auf ein Jahr ritterlicher Tätigkeit fern von Yrkane folgen zehn Jahre kinderloser Ehe, erzählerisch ausgespart, und dann (bis zum Abbruch in der Handschrift) etwa eineinhalb Jahre Aufenthalt im Orient. Der Held erscheint als ›historische‹ Figur, die geraume Zeit vor Friedrich II. gelebt hat und genealogisch wohl in die mit der Braunschweiger Löwensage verbundene Welfendynastie eingeordnet werden sollte; er ist somit kein Zeitgenosse, eher eine Figur mythischer Vorgeschichte, Repräsentant glorreicher Vergangenheit. Kontrastierend dazu stehen allerdings die Zeitprobleme, die den Helden in der Erzählhandlung bedrängen: Zeit wird knapp für einen, der nicht ungerufen von seinen ritterlich-abenteuerlichen Reisen zurückkehrt. Was in der Heimat noch überlegen-knapp inszeniert werden konnte, dürfte problematisch werden angesichts der Unbilden des Orients; der Held, der nicht nein sagen kann gegenüber verlockenden Reiseangeboten, der auch nach Erhalt dringlicher Briefe noch bei diesem und jenem Freund einige Wochen verbringt, dürfte in Form von Imponderabilien, als (wie Apollonius von Tyrland) plötzlich allein auf einer Insel Ausgesetzter, mit dem Problem konfrontiert worden sein, daß auch der strahlende Musterritter abhängig von Glück und Unglück sein kann. Zeit wird damit zum Problem nicht nur angesichts sozialer Verantwortung (das Terminproblem des ›Iwein‹), sondern auch angesichts einer deutlicher werdenden Eigenzeitlichkeit des Protagonisten.

Was im ›Reinfrid von Braunschweig‹ der garantierte glückliche Ausgang wohl noch auffangen konnte, verschärft sich in den beiden anderen Texten erheblich. In beiden Fällen ist es nun die Minnepartnerschaft selbst, die der Zeitlichkeit zum Opfer fällt. War Floris und Blanscheffur noch ein langes gemeinsames Leben beschieden (hundert Jahre in Flecks Version), so verbleiben den Paaren Wildhelm/Aglye und Friedrich/Angelburg nur etwa ein bzw. neun Jahre, bis zunächst einer der Partner stirbt. Weder der Liebestod Aglyes über Wildhelms Leiche noch die zweite, integrationsstiftende Heirat Friedrichs mit der Zwergenkönigin Jerome können das aufgebrochene Zeitproblem verdecken. Wildhelm stirbt nicht das fast unausweichliche, heillose Ende eines zweiten Tristan in einer sozial inakzeptablen Bindung, sondern den kontingenten Tod in einem Moment überzogener *curiositas*, den die Geburt eines Sohnes und potentiellen Thronfolgers nur bedingt aufhebt. Die Beziehung wird von der Zeitlichkeit ereilt, die nun im letzten Teil des Romans in das

<sup>17</sup> vgl. A. Ebenbauer, Spekulieren über Geschichte im höfischen Roman um 1300, in: Philologische Untersuchungen gewidmet E. Stutz, Wien 1984, S. 151–166.

Geschehen einbricht; Kämpfe und Wege sind relativ-zeitlich bestimmt, die Unterstützung der gegen Agrant Streitenden durch historische Figuren der Kreuzfahrt vor Damiette (1217/19) verankert die Handlung (auf synchronisierender Basis) absolut-zeitlich, bindet auch Wildhelm in jüngere historische Vergangenheit ein; doch die Verwirklichung von Eigenraum wie Eigenzeit wird ihm vorenthalten, er fällt in den Zwischenraum zwischen dem mit Leopold V. oder VI. assoziierten Vater und dem mit Friedrich dem Streitbaren identifizierbaren Sohn. Erzählimmanent heißt das auch: das Märchenhaft-Wunderbare genügt nicht, um dauerhafte und in komplexeren Welten gültige Glückszustände zu konstituieren.

Friedrich, der Schwabe, wiederum kann zwar, nachdem er schon einen mächtigen Herrschaftsverband aufgebaut hat, mit dem Tod Angelburgs und deren letztem Willen seine moralisch vielleicht problematische Jerome-Vergangenheit (mit der er bereits eine Tochter, Zipproner, gezeugt hat) in die Gegenwart integrieren, verliert aber damit seine Identität als auf die eine Geliebte fixierten, von seinem Ziel nicht ablassenden Suchenden.<sup>18</sup> Der exakt vorgeschriebene Ablauf der Erlösung, an den sich Friedrich (inklusive seines ersten Scheiterns) hält, liefert die zeitliche Strukturierung seines Weges, scheint aber mit der Ausschaltung der negativen Figuren, die diesen Ablauf festlegten, mit der Verbrennung Flaneas, der bösen Stiefmutter Angelburgs, und deren zauberischem Buhlen Jeroparg an sein Ziel gelangt. Angelburgs Tod im neunten Ehejahr betrifft damit nurmehr die Immanenz der Liebesgeschichte und ihres mythisch-märchenhaften Substrats: die Figur Friedrichs steht in der Schweben zwischen dem Scheitern individuell-ausschließlicher Liebe und einem umfassenden narrativen Integrationsmodell.

*Minne und Abenteuer.* Die Wege aller drei Helden sind Wege der Minne, verschieden allerdings in Konstanz und Konsequenzen, damit auch in der Relation der Abenteuer zu einem anfänglichen und fortwirkenden Antrieb. Der erste Teil des ›Reinfrid von Braunschweig‹ zeigt eine psychologisch differenzierte Geschichte unbedingter, aber nicht *mâze*-loser Liebe, als *rehte minne* zugleich profiliert durch die Differenz zur *unrechten minne* des eifersüchtigen ›Erpressers‹. Versteht man diesen Teil als Exponierung vorbildlicher Ritterschaft (mit Yrkane als eigentlicher *aventure*) und idealer Minnepartnerschaft, so kann die folgende Orientreise nicht nur als Erweiterung von Erzählräumen, sondern zugleich als Problematisierung des bislang Erreichten gelten. Erwachsen zunächst die Schwierigkeiten aus dem Innersten der Gesellschaft, so kommen sie schließlich von deren äußerstem Rand, von den Grenzen der Kalkulierbarkeit her, während umgekehrt den eher äußerlichen Problemen des er-

sten Teils solche der Minneidentität im zweiten gegenüberstehen.<sup>19</sup> Die Trennung erfolgt aus realpolitischen Überlegungen zur Gewinnung eines Thronerben, sie bleibt nur negativ auf die Minne bezogen, in die sie störend einbricht. Damit sind die folgenden Abenteuer dem Gedanken der Rückkehr verpflichtet, ebenso aber sind sie, da die Ehe bereits vollzogen ist, Freiräume der Phantasie, die nicht mehr durch die Bindung an das noch Unerreichte gebändigt ist. Reinfrid, den Yrkane anfangs als *lantfarære* (RvB 3300) eingestuft hatte, erlebt dementsprechend den Orient mit hoher Unbefangenheit, läßt keine Möglichkeit aus, klassische Reiseziele aufzusuchen. Die Fahrt trägt zunehmend Züge der *curiositas*. Reinfrid will *wunder schowen*, doch das einzige Erlebnis, das ihn fast aus der Bahn wirft, ist eines der Minne, aufschlußreich auch hinsichtlich seiner Entfernung von Yrkane.<sup>20</sup> Das extreme Insistieren auf dem Wunsch, die Sirene leibhaftig zu erleben, scheint zunächst noch mit dem Faszinosum einer klassischen *wunderlichen sach* (RvB 22097), scheint vielleicht mit einer biographischen Fixierung erklärbar (auch die Wirkung Yrkane war für Reinfrid anfangs die einer Sirene gewesen; 1614), doch spätestens die Rückkehr von diesem Abenteuer macht deutlich, daß er Verstand und Sinne an das halb menschliche Wesen verloren hat, daß er dem Original weit mehr noch als dem früheren Gedanken verfallen ist. Die Erotik der Schilderung (22543–47) wird durch die spätere Reue und die neu aufflammende Erinnerung an Yrkane, die nun wieder *der aventure frouwe* ist (23190), nicht zurückgenommen – die Gefahr des Selbstverlustes ist nicht mehr aus der Welt zu schaffen und spielt auch in die folgenden Aufenthalte, nun bereits unter dem Druck der Rückkehrbitten, hinein. Bei zwei Rekapitulationen wird zwar die Problematik übergangen, doch ist immerhin in anderem Kontext darauf hinzuweisen, daß die Reinfrid begegnenden schönen Frauen keine Gefährdung für Yrkane (mehr) darstellen (RvB 23142f.). Reinfrid wird nicht wirklich zum problematischen Helden, auch wenn schon aufgrund der erzählerischen Lenkung (das Publikum weiß früher um die Briefe aus der Heimat) Verdacht an seiner Makellosigkeit aufkeimen kann: die nicht erhaltenen Teile und Schwierigkeiten dürften eine Art Wiedergutmachung dieser maßlosen Hingabe repräsentieren und auf die um so deutlichere Bekräftigung der Bindung an Yrkane hinauslaufen. Doch bleibt die Ambivalenz von Reiz und Gefahr der Abenteuer in der Fremde ebenso bestehen wie das Problem, Minne und Abenteuer im Weg eines nicht primär dem Vereinigungswillen gehorchenden, gleichwohl exemplarischen Ritters zu verbinden.

›Wilhelm von Österreich‹ und ›Friedrich von Schwaben‹ kehren demgegenüber wieder zu dem Modell zurück, in dem Abenteuer Stationen eines Minneweges sind, dessen Erfüllung in der Ehe am Ende der Geschichte steht. Akzentsetzungen ergeben sich nun durch die Problematisierung des klassischen guten Ausgangs und die Form der Aventiuren. Wildhelm erweist in Begeg-

18 D. Welz, Zeit als Formkategorie und Erzählproblem im Friedrich von Schwaben, ZfdA 104 (1975), S. 157–169. Die nicht endgültig gelöste Frage nach der möglichen späteren Interpolation der Jerome-Partien wie auch nach dem Zusammenhang u. a. mit der Wielandsage (s. R. Nedoma, Die bildlichen und schriftlichen Denkmäler der Wielandsage, Göttingen 1988 [GAG 490], S. 88–104) muß ich hier übergehen.

19 W. Haug, Von *aventure* und *minne* zu Intrige und Treue: Die Subjektivierung des hochhöfischen Aventürenromans im ›Reinfrid von Braunschweig‹, in: P. Schulze-Belli und M. Dallapiazza (Hrsg.), Liebe und Aventure im Artusroman des späten Mittelalters, Göttingen 1990 (GAG 532), S. 7–22, hier S. 19.

20 Zur Bedeutung der Episode ebd., S. 19f.; s. a. Neudeck [Anm. 9], S. 182ff.



nungen mit Dämonischem, Zauberischem, Schrecklichem seine Tapferkeit und Auserwähltheit, erweist, geführt zunächst von dem Aventiuren aufspürenden Bracken des allegorisch personifizierten *aventur hauptman*, gegenüber Joraffin und auf dem vergilischen Zaubersessel seine ritterliche Würdigkeit, wird dann aber ganz in die politischen Schwierigkeiten zwischen Agrant, Walwan und Melchior hineingezogen. Der Bracke spielt kaum eine Rolle mehr, und Wildhelm entfernt sich denkbar weit vom erreichten Status des Aventiureritters: Wildomis, den zweiten vom Vater für Aglye vorgesehenen Bräutigam, den etwa gleichaltrigen *gesellen*, tötet er, versteckt aus dem Hinterhalt zur Tjost anrennend, mit einem vergifteten Speer: ein kaltblütiger, ja heimtückischer Mord, der dem Helden nicht ohne Berechtigung die Todesstrafe einbringt.<sup>21</sup> Nur mit glücklicher fremder Hilfe kann Wildhelm freikommen, um für seine Retterin gegen das in Merlin verkörperte Böse anzutreten und seiner Mordtat die positive Befreiungsaktion entgegenzusetzen. Doch das Faktum bleibt bestehen: ein ritterlicher Held tötet unritterlich, aus Verzweiflung, aus unstillbarer Minnesehnsucht heraus; und es erscheint wie ein letzter impliziter Kommentar des Autors, wenn er dieser Liebe dann, als sie dauerhafte Erfüllung finden könnte, keinen Bestand verleiht, sie zugrundegehen läßt an einem anderen vergifteten Speer. Jedenfalls gilt auch hier die Frage, wie sich Minne behaupten kann in einer Welt, deren Gefahren unkontrollierbar zu werden drohen.

Das trifft modifiziert auch auf den »Friedrich von Schwaben« zu. Der Held muß hier nicht mehr seine Vorbildlichkeit, muß nur Stärke beweisen angesichts strikter Vorgaben. Wenn Friedrich umherzieht, so reitet er zwar *ainer aubentür nach* (FvS 1873 u.ö.), doch ist er kein Aventiureritter klassischen Stils, sondern Typus von Erlöser und Selbsterlöser in einem, ausgerichtet nur auf eine einzige *aubentür*, die Wiedergewinnung Angelburgs; seine Kämpfe gewinnt er meist nicht aus körperlicher oder geistiger Überlegenheit heraus, sondern mit Hilfe von (positiven) Zauberringen, die er im Lauf der Reise ansammelt. Wildhelm ist Integrationsfigur par excellence: ob bei Erlösungsaufgaben oder im Kriegsdienst, er steht seinen Mann und bindet die positiven Figuren schließlich territorial-politisch ein. Seine Minne ist keinen Zweifeln und Extremen unterworfen, auch nicht angesichts der Verführungskünste der Zwergenkönigin Jerome. Doch offenbart sich in dieser Episode immerhin das problematische Verhältnis zwischen Individualgeschichte und Integrationsmodell: dessen Eigendynamik, alles Leid der Guten in der Welt aufzuheben, kostet narrativ-logisch Angelburg schließlich das Leben. Minne ist auch hier nicht problemlos und konstant mit dem intendierten harmonischen Weltentwurf zur Deckung zu bringen.

*Werte und Unwerte.* Vor allem an Reinfrid wird zunächst ein ungebrochenes Wertsystem deutlich: vorbildlicher Repräsentant idealer Herrschaft in der Kombination von Tapferkeit und Stärke, aber auch *maze* und Milde, bege-

21 D. Huschenbett, Tradition und Theorie im Minneroman. Zum »Wilhelm von Österreich« des Johann von Würzburg, in: Haug/Jackson/Janota [Anm. 10], S. 238–261, hier S. 247.

renswerter Besitzer von *art*, *guot*, *gelt*, *lant* und *liuten* (so die Einschätzung des Brautvaters, RvB 11586), sind an ihm die Normen für die Sozietät entfaltet. Sein Ruhm eilt ihm voraus, ist aber im entscheidenden Augenblick doch an die Präsenz gebunden. Nur sein Auftreten kann letztlich die schwierige Balance zwischen Ehre und Unehre, der der Hof des Fontanagris (Vater Yrkannes) ausgesetzt ist, aufheben: der zweimal in die Fremde geschickte eifersüchtige Ritter mußte zuvor zweimal zurückgerufen werden, um keinen Schatten auf den Hof fallen zu lassen. Doch schon die Art, in der Reinfrid schließlich die Gewinnung Yrkannes in Szene setzt, zeigt einen souverän-eigenmächtigen Protagonisten, der nicht einfach einem Gefüge höfischer Normen unterworfen ist. Die Subjektivierung der Handlung bedingt die Zentrierung von Wertsetzungen auf Reinfrid selbst: als es um den Aufbruch in den Orient geht, wird zwar eine klassische Ratssituation einberufen, doch der Entschluß des Helden steht im Grunde von vornherein fest (RvB 14082f.). Auch die Unterwerfung unter das Diktum der im Traum erscheinenden Maria, für die Geburt eines Erben einen Zug gegen die *vertâne heidenschaft* (13296) zu unternehmen, ist keine totale: nach der anfänglichen Niedermetzlung der Falschgläubigen in Kreuzzugsmanier wird Reinfrid dem besiegten König von Persien plötzlich den Zwangsübertritt zum Christentum ersparen, damit die eigene Verwandlung vom Kreuzfahrer zum Orientreisenden einleiten. Der Heidenkampf erhält so Übergangsfunktion zwischen verschiedenen Welten und Wertsystemen, und es erscheint nun signifikant, daß das initiatorische Auftreten Marias bereits als *wunder wilde* angekündigt worden war (RvB 13231); die Wunder, die Reinfrid im folgenden erleben wird, machen seine Eigengesetzlichkeit nur zu deutlich gerade dadurch, daß Heilsgeschichte am Rande immer noch im Spiel ist. Konnte man sich zunächst auf die in vielen Beispielen erwiesene Hilfe Gottes im Heidenkampf garantiert verlassen<sup>22</sup>, so zeigen sich die alt- und neutestamentlichen Stationen nunmehr als Punkte eines Besuchsprogramms, das zu absolvieren ist, offenbaren sich als erheblich weniger erlebnisträchtig denn die Begegnung mit dem ganz und gar Unchristlichen; daß am entlegenen Ort, am Magnetstein, Reinfrid und dem Perser anhand der Geschichte Vergils und Savilons noch einmal Heilsgeschichte in nuce demonstriert wird, bringt zwar die Universalität göttlichen Wirkens (nicht ohne einen Ruch von Kontingenz)<sup>23</sup>, aber auch die Entfernung Reinfrids zum Vorschein: vom Lesen des Buches *was den ellenden/der tac ein kurzewile* (RvB 21718f.), bemerkt der Erzähler nur, um sofort zum nächsten Abenteuer überzugehen. An Reinfrid, obwohl Ritter im Geiste des Gralsgeschlechts (RvB 142–145), entfaltet sich nicht Heilsgeschichte, wird eher das Problem deutlich, ein individuelles Wertsystem mit den textinternen Werten der Gesellschaft (Minne und Herrschafts-

22 RvB 15666f.: *biz got der werde gunde / sîn helf ze tröst in senden*.

23 Der Erzähler läßt zwar Savilons Versuch, die Geburt Christi zu verhindern, als Unternehmen eines Toren erscheinen (RvB 21512–17), ohne aber der durch Vergil den Zauberer erfolgenden Lösung des Bannes (zur Zeit des Oktavianus) das zufällige Element völlig zu nehmen; sehr pointiert spricht Ebenbauer [Anm. 15] vom »Phantasiespiel über Heilsgeschichte« (S. 155).

fähigkeit) wie den externen Werten sakraler und profaner Geschichtlichkeit zu vermitteln.

Noch deutlicher im Falle Wildhelms. Obwohl wie im ›Reinfrid‹ die Beziehung zur Fremde, zum Orient religiös initiiert ist, bleibt der Protagonist selbst kaum religiösen Entscheidungsnormen verpflichtet. Das zeigt sich nicht erst in der verzweifelten Tat an Wildomis, sondern bereits im Zauberreich des Joraffin; die Reise enthüllt sich als Paradiesfahrt durch eine höllische ›Sperrzone‹ hindurch, deren Geschichte Wildhelm erst beim Verlassen des Gebiets erfährt. Er unternimmt, anders als Wigalois, keinen Versuch, die Macht des Dämonischen und Widergöttlichen zu brechen, er ist, nach dem großen Kampf gegen Joraffin, nurmehr staunender Gast, dessen Auserwähltheit sich wie bei Reinfrid und Friedrich eher im Besitz von Gegenzauber (Kräuter, Ringe) als durch göttliche Hilfe erweist. Wildhelm geht durch die Hölle für Aglye (WvÖ 9332–35), ohne diese verändern zu wollen. Das Böse hat seinen Platz in der Welt und wird zu einem der Wunder, die der auf Minne und/oder Aventure fixierte Held erlebt.<sup>24</sup>

Im ›Friedrich von Schwaben‹ ist ein Versuch gemacht, das Dilemma zwischen Eigenraum und Verankerung des Magischen in der Welt aufzuheben: die märchenhafte Wichtigkeit der Dreizahl (drei Ringe von drei Jungfrauen, drei Kämpfe, drei Auszüge, drei Kinder u. a.) wird aufgefangen durch Friedrichs mehrfache Wendung an die göttliche Trinität als entscheidende Instanz der Lenkung. So kehrt der Text, durchtränkt mit gläubigen Anrufungen, zu einem klaren dualistischen Weltbild zurück, in dem die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden, in dem sich Ausdauer, Hilfsbereitschaft und Gutherzigkeit schließlich auch politisch auszahlen. Doch die Märchenwelt verliert an Brillanz, wenn sie nicht fraglos zu akzeptieren, ihr keine Erhabenheit über Alter und Tod mehr zugebilligt ist, und auch das Wertgefüge bleibt in der Schwebe zwischen der Gültigkeit in einer Sonderwelt und deren problematischer Überschreitung.

## 2. Sinnprobleme

Die skizzierten Weltentwürfe verfügen also nur über teilweise Geschlossenheit, werden brüchig in der Eigendynamik raum-zeitlicher Dimensionen, in der Relation von Minne und Abenteuer, der Etablierung uneingeschränkter gültiger Wertsysteme. Damit korrespondiert ein erhöhter Deutungsbedarf des Handlungsgeschehens auf Erzählebene<sup>25</sup>, der das Problem der Konsistenz noch verschärft: im Aufgreifen und Gegeneinanderspiel traditioneller Erzählmodelle und -motive, in naturkundlichen, theologischen und historischen Exkursen sowie programmatischen Formulierungen scheint der Versuch auf, den

<sup>24</sup> In der späteren analogen Episode um Crispin und Merlin wird Wildhelm zwar zum Erlöser, doch in eher unchristlichem Kontext; nicht *Altissimus* (11521) hilft in der Härte des Kampfes, sondern die Minne (zu Aglye); bei den Befreiten handelt es sich um Heiden.

<sup>25</sup> s. etwa G. Dittrich-Orlovius, Zum Verhältnis von Erzählung und Reflexion im ›Reinfrid von Braunschweig‹, Göttingen 1971 (GAG 34).

narrativen Ablauf in weitere Horizonte zu stellen, Intention und Funktion der Erzählunternehmen auszuloten. Sinnangebote en gros und en détail geraten damit in spannungsvolle Beziehungen.

*Literarische Traditionen.* Jede der konstruierten Welten benutzt Versatzstücke literarischer Modelle, Zitate exemplarischer Figuren, Namen und Erzählelemente, die nicht nur Standortmarkierungen des Erzählers darstellen, sondern auch die handelnden Figuren im Rückbezug auf literarische Vergangenheit zeigen, womit sie zugleich der Ambivalenz zwischen der universalen Kontinuität literarischer Welten und der punktuellen Rekurrenz gebildeter Spätgeborener verfallen. Die Bezugnahme auf die Tradition erfolgt so nicht bruchlos-einsinnig, und auch die Laudatio literarischer Meister verbindet sich nicht selten mit deren Indienstahne für veränderte Aussageintentionen – Montage-technik und Geschichtsklitterung eröffnen eine Bandbreite von Möglichkeiten zwischen punktueller Rückversicherung bei literarischen Autoritäten und grundlegender Auseinandersetzung mit narrativen Modellen und Typen.

Reinfrid etwa agiert in einer Welt, die weit mehr literarisches und historisches als zeitgenössisches Profil hat: die überwiegende Zahl der auftauchenden Namen entstammt der Vergangenheit, während sowohl der Widersacher des ersten Teils wie der persische Freund und Begleiter des zweiten (und viele andere) namenlos bleiben. Der fürstliche Protagonist, würdiger Nachfolger exquisiter Helden (RvB 9236 ff., 20158 ff.), erweist sich als Person explizit den Normen der Artus- und Gralswelt verpflichtet (142–145, 158, 1408–11 u. ö.) und implizit mit dem Erzählmodell des ›Iwein‹ konfrontiert; ein Doppelwegschema scheint sich in der Zweiteilung des Romans anzudeuten, offenbart sich aber als kaum arthurisches, das überlagert wird durch Anklänge an Ulisses und Herzog Ernst und schon unscharf wird mit der Aufspaltung des zweiten Weges in Kreuzfahrt und Orientreise und der ›literaturtheoretischen‹ Markierung des Überganges: der persische König, gegen den Reinfrid kämpft, kommt aus dem Geschlecht des Persers Arofel in Wolframs ›Willehalm‹, und der drastische *mort* Willehalm an seinem Gegner steht bei der Szene im Hintergrund.<sup>26</sup> Reinfrid aber läßt nicht nur Milde walten, sondern verzichtet auch auf die vorgesehene Zwangstaufe und handelt sich dadurch die Einladung zur gemeinsamen Orientreise ein. Was sich psychologisch nach der vorherigen klaren Abwertung der Heiden als einigermaßen abrupter Wechsel enthüllt, öffnet strukturell den Freiraum der Aventurefahrt, eröffnet erst den eigentlichen Weg des Helden. Die postume Transformation der literarischen Vergangenheit in neue Positivität geht damit nicht in der korrigierenden Einspielung bekannter Vorgaben auf, sondern gibt den Raum frei, in dem sich das Negative unkontrollierbar wird entfalten können. Der Versuch der Orientierung an der literarischen Tradition, der bis auf Ovid und Statius zurückgeht, erhält zwiespältige Züge: schon die Einschätzung über Reinfrids

<sup>26</sup> RvB 17106–09, 17552–54; s. a. W. Schröder, Zur Wolfram-Kenntnis im ›Reinfrid von Brunswick‹, in: Aspekte der Germanistik (FS H.-F. Rosenfeld), Göttingen 1989 (GAG 521), S. 123–145, bes. S. 127–129.

Gefahr sich zu ›verliegen‹ differiert<sup>27</sup>; die ›Iwein‹-Anspielungen und das Doppelwegschema, mit keinem Einheit stiftenden erzählweltlichen Zentrum und keinem Individuationsprozeß mehr verbunden, offenbaren sich insgesamt eher als Folie der Differenz angesichts grundlegend veränderter Ausgangs- und heterogener Wegbedingungen; Überbietung und aufrechterhaltende Gültigkeit literarischer Vorgaben geraten in Konflikt. So läßt der Erzähler vor Reinfrids Aufbruch zur Kreuzfahrt unter einer Vielzahl literarischer Beispiele für existentiellen Liebesschmerz (RvB 15156–321) nur diejenigen gelten, die auch im größten Leid noch *mâze* bewahrt und sich nicht etwa selbst den Tod gegeben hätten: Amelie, Gyburc, Condwiramurs; doch als vorbildhaft genannt werden auch Sigune und Schionatulander, womit sich der Konflikt abzeichnet, eine Liebe ohnegleichen bis in den Tod hinein zu propagieren und diesen doch postulatorisch auszuschließen, in Yrkane's Gottvertrauen (RvB 15292–95) aufzuheben oder in Reinfrids Todessehnsucht (angesichts der Sirene) nur momentan und nach überstandener Gefahr zuzulassen. Unübersehbar ist die schwierige Gratwanderung zwischen der Konstituierung sinnvoll-vernünftiger Richtlinien für das menschliche Miteinander und der Evozierung äußerster Intensität, deren letzte tödliche Konsequenz aber dem Paar Reinfrid und Yrkane erspart bleiben sollte. Wie die Vortrefflichkeit des Helden müssen auch der Schmerz und die seelische Gefahr an Höchstwerten gemessen werden, kompensatorisch ist zugleich angesichts wachsender Unsicherheit das gute Ende zu garantieren (RvB 13303). Die Versicherung aus dem Mund der Gottesmutter, auch die Ringteilung bei der Abreise deuten aber zumindest an, daß das symbolisch-strukturell bestimmte Hindurchgehen durch den Tod, das Hartmann an Erec und Iwein vorgeführt hatte, neue Konkretheit in einer individuellen Biographie gewonnen hat, daß tragische Ausgänge denkbar geworden sind – im ›Wilhelm von Österreich‹ und partiell auch im ›Friedrich von Schwaben‹ werden sie greifbar.

Es ist nur konsequent, daß auch dort die Anzitiierung Sigunes und Schionatulanders einen wichtigen Stellenwert einnimmt. Im ›Wilhelm von Österreich‹ ist die Anspielung, im Kontext eines Preises des *werden Eschenbachers* (WvÖ 14545), zudem durch ihre relative Singularität exponiert.<sup>28</sup> Sie markiert damit auch die Differenz, die den Text von der ähnlichen Konstellation einer Kinderminne im Floris-Roman und in Rudolfs ›Wilhelm von Orlens‹ unterscheidet. Die Radikalisierung der Minne und die Individualisierung der Biographie des Helden stellen zugleich das Modell in Frage, in dem Schwierigkeiten, Entfernungen überwunden, Abenteuer bestanden werden können, um Minne und Herrschaft schließlich zu vereinen. Dem erneuten Harmonisierungsversuch im ›Friedrich von Schwaben‹ entspricht es, daß hier nun auch

27 RvB 12520: *man sach den fürsten niht verligen*; 14073f. (Reinfrid im Rat): ›[...] *mîn lip verlit / und ist verlegen lange zit*.

28 Genannt wird nur Gottfried (dazu weiter unten); einige wenige (halb-)literarische Figuren tauchen auf (Terramer, Ecke, Dietrich von Bern). Erst ein späterer Zusatz der Handschrift H fügt eine Nennung Rudolfs ein (WvÖ nach 14604, Ausgabe: Anhang VI); zum Verhältnis ›Titurel-WvÖ‹ s. E. Mayser, Studien zur Dichtung Johanns von Würzburg, Berlin 1931 (Germanische Studien 101), S. 38–45.

Floris und Blanscheffur sowie Wilhelm und Amelie genannt werden; ihre Geschichten dienen dem Helden nun dazu – während der Blick auf das ›Titurel‹-Paar wieder die Unauflöslichkeit der Liebe aus Sicht der Frau zeigt –, selbst Hoffnung zu schöpfen für einen guten Ausgang des eigenen Unternehmens. Doch mehrere Züge dieser literarischen Reflektiertheit bleiben auffällig: so etwa, daß die anziitierten Szenen und Figuren<sup>29</sup> kaum mit denjenigen Texten zu tun haben, aus denen im ›Friedrich von Schwaben‹ ein nicht geringer Teil der Verse zusammengesetzt ist (›Erec‹, ›Wigalois‹)<sup>30</sup>; oder daß derjenige Text nicht erwähnt ist, der innerhalb der gleichen Amor-und-Psyche-Tradition dem ›Friedrich von Schwaben‹ am nächsten steht (Konrad von Würzburg, ›Partonopier und Meliur‹)<sup>31</sup>; und schließlich, daß die literarischen Bezüge fast völlig auf Figurenebene verlagert sind. So wie Friedrich zwischen verzauberten und realeren Welten wandert, vereint er auch die Positionen des literarisch wie theologisch Kenntnisreichen und des nur märchenlogisch Gesteuerten in sich. Aber mehr noch enthüllt Angelburg, obwohl den zauberischen Mächten unterworfen und selbst im Ruch mythischer Herkunft, gediegene literarische Bildung. Im Zuge einer Vermehrung von Sinn- und Identifikationsangeboten werden auch die Grenzen von Erzählwelten, literarischen und historischen Welten durchlässig. Wenn Reinfrid einem Nachfahren Arofels begegnet, kann dies noch mit der durchgehend angenommenen ›historischen‹ Wahrheit der ›Willehalm‹-Geschichte zusammenhängen, im ›Wilhelm von Österreich‹ aber wird Johann den Brautvater Agrant ausdrücklich im Gralsgeschlechte Titurels (WvÖ 12266ff.), den Helden selbst über Gaylet von Spangen im Geschlechte Gahmurets (14098ff.) genealogisch verankern, und auch die Märchenwelt des ›Friedrich von Schwaben‹ bleibt eine literarisch durchdrungene.

*Wissenswelten.* Die Orientaufenthalte Reinfrids und Wildhelms bringen Kontakt mit Absonderlichem und Phantastischem, das zu weiterer Deutung und zumindest topischer Beglaubigung herausfordert<sup>32</sup>, aber auch eine Eigendynamik der Abschwefungen und Kommentare in Gang bringt. So wie Reinfrid zunehmend Demonstrationsobjekt wird, kann auch der Text im ganzen zur Folie werden für eine ihn überschreitende Sinnbildung: der Weg des Protagonisten bietet die Möglichkeit der Entfaltung gelehrten Wissens wie der Kontrastierung von (literarischer) Vergangenheit und (historischer) Gegenwart.

29 Willehalm's Abschied von Gyburc (FvS 1386–1444), sein Verlust von Vivianz (1505–12) und Karls Verlust von Roland (1512–18); insgesamt 31 Figuren aus verschiedenen Kreisen (Tafelrunde, ›Willehalm‹-Zyklus, Antikenroman), deren Liebeskummer von dem Friedrichs übertroffen werde (4808–38, 4827: Wilhelm und Aglye).

30 K. Gärtner, Zur Rezeption des Artusromans im Spätmittelalter und zu den ›Erec‹-Entlehnungen im ›Friedrich von Schwaben‹, in: F. Wolfzettel (Hrsg.), Artusrittertum im späten Mittelalter. Ethos und Ideologie, Gießen 1984 (Beiträge zur deutschen Philologie 57), S. 60–72.

31 Vgl. Graf, Genealog. Herkommen [Anm. 13], S. 292f.

32 S. H. Vogel, Naturkundliches im ›Reinfrid von Braunschweig‹. Zur Funktion naturkundlicher Kenntnisse in deutscher Erzähldichtung des Mittelalters, Frankfurt [u. a.] 1990 (Mikrokosmos 24).



Die Wundervölker des Ostens – Langohren, Kranichschnäbler, Skiapoden, Einäugige, Kopflose, Amazonen etc. – sind in ihrer Herkunft und Geschichte zu beleuchten, die durchmessenen Orte regen zu biblischen und antik-historischen Reminiszenzen an. Dadurch rückt verschiedentlich auch die erzählte Handlung in neues Licht: die Entstehungshypothese der Wundervölker im ›Reinfrid‹ etwa rekurriert auf die Neugier der Frauen (in der Zeit nach Noah), die es nicht lassen konnten, während der Schwangerschaft Kräuter auszuprobieren, die zu Deformierungen führen. Doch Reinfrid selbst wird zum Paradigma von *curiositas*, wird seine Fahrt zum Magnetberg zudem mit Hilfe eines Krautes bewerkstelligen, das er von der Amazonenkönigin erhält – das zeigt, wie sehr er bereits in die andere Welt des Ostens verstrickt ist und wie seine Makellosigkeit – an der der Erzähler explizit festhält – implizit ins Zwielflicht gerät. Der oberflächlich immer wieder herangezogene Gegensatz von Maß und Unmaß wird zumindest unterschwellig aufgeweicht. Denn der Held, der noch in schwieriger Situation inmitten des Heidenkampfes seinen Streibern Mut gemacht hatte mit alttestamentlichen Beispielen ungebrochenen Durchhaltevermögens (von Moses bis Judith; RvB 15777ff.), hat im innersten Orient selbst keine Zeit mehr zum Kommentar, wird hineingezogen in ein nunmehr allein vom Erzähler gedeutetes vielschichtiges Universum. Dabei scheint die Erklärung schließlich auch der Kompensation für eine nun ohne größere Höhepunkte verlaufende Erzählhandlung zu dienen, scheint das Verweilen im Orient herausgezögert, dessen Ende unweigerlich naht: nach der retardierend eingesetzten Riesenepisode genügen – kurz vor der Rückreise – schon kleine Details, um noch einmal die Buntheit des Exotischen oder die Größe historischer Vergangenheit aufzurufen; zwei indische Elefanten werden zum Anlaß ausführlicher Erörterungen über den Fang der *frömden wilden wunder* (RvB 26235), ein kostbares Gewand führt zum Salamander (auch hier: der Möglichkeit, seiner habhaft zu werden) und zu den vier Elementen; als das Fest beim Sultan von Babylon zu Ende geht, wird noch die Geschichte babylonischer Herrscher (von Ahasver an) eingespielt – alles in allem Versuche, soviel wie möglich einzufangen aus der Fremde, auch auf Kosten einer Reduktion des Erzählens zum Demonstrationsakt.

Das Problem verschärft sich im ›Wilhelm von Österreich‹. Allegorien, theologische und philosophische Erörterungen des noch über den ›Reinfrid‹-Autor hinaus gebildeten Dichters korrespondieren hier mit einem universal gelehrten und in allen praktischen Fertigkeiten beschlagenen Helden, einem anderen Tristan, der sich bei der Abfassung seines zweiten Minnebriefes in signifikanter Weise (natürlich im Ton des Understatements) an *maister Gottfried* wendet (WvÖ 2062), der bei der Begegnung mit dem *aventur hauptman* auf lateinisch nach den *complexiones* fragt (3226), der aber im Laufe seines Weges, fixiert auf das eine Ziel, hin- und hergeworfen von den Ereignissen, seinen Bildungshintergrund verliert. Es bleiben die gelehrten Anmerkungen des Erzählers, die aber ihrerseits teilweise die Verbindung zur Romanhandlung verlieren: werden Sokrates und Avicenna noch zitiert (WvÖ 11949/59), um die Natur des schrecklichen Untieres zu begründen, so erscheinen Aristoteles und ein gewisser Demestius (15123) vor allem im Kontext der Frage nach Kunst,

nach Sinn und Funktion des Dichtens in einer ›Spätzeit‹. Verschiedentlich führen die Zitate und theologisch aufgeladenen Gebete eher vom Erzählgeschehen ab als auf dessen Vertiefung zu und dienen weniger als im ›Reinfrid von Braunschweig‹ einer Erklärung des in der Ferne Begegnenden als einer Thematisierung artifizeller Möglichkeiten der Weltkonstitution; auch hier tauchen die Wundervölker des Ostens, tauchen Elefanten, Salamander, phantastische Ungeheuer und Zauberer auf, eröffnen sich anhand von Gewändern Blicke auf das ferne Indien, nahe dem Paradies, doch für den Erzähler besteht vor allem das Problem, das Geschehen *prislich* zu *ordinieren* (WvÖ 7817). Das gelehrte Wissen bietet damit insgesamt kaum Anhalt in einer komplexen Erzählwelt, in der der Held nur auf dem Wege problematischer Aventiuren sein Ziel erreicht und in der schließlich auch das Aufgebot an Theologie und Philosophie den einfachen, aber tödlichen Hinterhalt nicht zu verhindern vermag.

Der ›Friedrich von Schwaben‹ entschärft diesen Konflikt, indem er auf externe Deutungshorizonte fast völlig verzichtet. Was mit dem Bildungsstand des Autors zusammenhängen mag, erscheint auch konsequent im Kontext der beiden anderen Texte. Zumindest läßt sich die Wendung ins Märchenhafte auch lesen als Versuch, zu einem im wesentlichen seiner selbst genügenden Erzählen zurückzukehren, das als über die narrative Logik hinausgehende Rahmenbedingung nur Gottesfürchtigkeit auf seiten der Figuren und des Erzählers kennt. In schwierigen Situationen hilft das Gebet an (den meist trinitarischen) Gott oder die Fundierung der Handlung auf theologischen Denkmustern und Motiven (Schöpfung, Kindschaft, Jonas im Wal, Daniel in der Löwengrube). Nicht konfrontiert mit der gefährlich-reizvollen Ferne und Weite des Orients, ist die Kompatibilität von Erzählwelten und Deutungshorizonten wieder greifbarer geworden.

*Erzählreflexionen.* Angesichts der angedeuteten Komplexität der Weltentwürfe und Deutungsmuster wird man keine alle Aspekte der Narration umgreifende ›literaturtheoretische‹ Programmatik erwarten. Der Autor des ›Reinfrid‹ bleibt in vielen Elementen seines Prologes konventionell; hartmann-, walther-, und wolframnahe Formulierungen verschränken sich in der Ankündigung einer Erzählung, die *wunderlichiu dinc* (RvB 37) bieten wird, aber weder die erforderliche oder erwünschte Zuhörerschaft noch erzählerische Intentionen über bekannte Formeln hinaus konkretisiert. Der Prolog ist schon ganz auf den vorbildlichen Helden hin geöffnet, der allein als Leitfigur *für alle herren werden* (91) genügt. Eine spätere, ausführlichere, prologartige Passage, aus dem Problem des Neuansatzes von ungebrochener Idealität her, bietet – nach langer Erörterung über negative und positive Aufnahme der Dichtung und der Bezugnahme des Autors/Erzählers auf eine im Akrostichon verschlüsselte Angebetete (Else) – Spezifischeres: vor die Aufgabe gestellt, *der aventure kreiz* zu vollenden (RvB 12858), werden nun die mit der Erzählung intendierten Werte (*tugent*, *zuht*, *milte*, *guot*; später *liep und fröude*, 14003) genannt und wird die Frage der Authentizität berührt. Aus dem Hinweis des Erzählers, nicht selbst gesehen zu haben, wovon er berichtet (12814ff.),



spricht eine Forderung, die sich im folgenden verschiedentlich niederschlägt (vgl. 23027), mittelbar auch die Autoritäts- und Wahrheitsberufungen und die »wissenschaftlichen« Erklärungen angesichts des Wunderbaren prägt.

Das kehrt auf höherem Niveau und in höherer Komplexität im »Wilhelm von Österreich« wieder. Schon der Prolog setzt mit fast wissenschaftlicher Akribie bei der Verbindung von Quecksilber und Gold (zur Veredelung von Silber) an, um das Bild auf das Publikum und dessen Lebenswelt transparent zu machen. Doch die Umsetzung gelingt nicht bruchlos: es wird nicht ganz klar, welcher Veredelungsakt von den Tugendhaften zu erwarten ist (es fällt das Stichwort: *ritterliches amt*, WvÖ 64), und schließlich steht nur noch der Gegensatz zwischen Guten und Schlechten zur Diskussion, in dem die ersten (die Natur des Goldes) sich dank *Beschaidenheit* auf lange Sicht immer wieder durchsetzen werden; eine Verbindung mit der Erzählung ist nicht hergestellt. Das Bild thematisiert einerseits das Problem von Verhüllung und Enthüllung, von Verborgenheit und Offenbarkeit des Guten in der Welt, suggeriert andererseits eine Komplexität, die, auf ethische Verhältnisse übertragen, keine Entsprechung findet; das führt auf den Konflikt zwischen dem Anspruch auf komplexe sprachliche und erzählerische Durchdringung der Welt und der Aufrechterhaltung einfach-polarer Wertsysteme. Damit korrespondiert im weiteren Verlauf des Textes ein exzessives Ausspielen der Erzählerrolle, das mehr Probleme des Erzählens im allgemeinen als solche der dargestellten Welt im besonderen berührt, das eine sich vergrößernde Kluft zwischen der Autonomie des literarischen Aktes und Bewußtseins einerseits und der Verankerung von Wahrheit und Werthaftigkeit andererseits indiziert. Erprobt wird die Gültigkeit eines Erzählens, das seiner fiktionalen Konstitution unwiderruflich eingedenk geworden ist<sup>33</sup>: nicht nur das Problem authentischer Bezeugung der Ereignisse kommt bei Johann zur Sprache (WvÖ 1048f.), auch das der Selektion (16862–64) und generell das des Dichtens in einer »Spätzeit« – das Bild der Zwerge auf den Schultern der Riesen (15126ff.) ist dafür ebenso signifikant wie die beständige Sorge um mißlingende Rezeption. Die Erzählung und ihr Sinn verselbständigen sich; wenn Wahrheit und Lüge nicht mehr streng getrennt werden können (19506), bleibt nur die Propagierung eines allgemeinen Nutzen für Hörer/Leser (*bezzerrunge*: RvB 93, WvÖ 19509, s.a. 11609ff.). Die Reflexionen können damit weder problematische Züge der erzählten Handlung auffangen noch stringente Sinnangebote vermitteln; sie sind über eine individuelle Autorsituation hinaus auch Indizien für das Ausloten immanent-literarischer Möglichkeiten, die den sich vergrößernden Deutungsbedarf nicht befriedigen – das Erzählunternehmen changiert zwischen verpflichtendem Anspruch und unverbindlichem Spiel. Auch in dieser Hinsicht erhält der Verzicht auf jegliche erzählerische Programmatik im »Friedrich von Schwaben« Konsequenz; mit der Berufung

33 Vgl. Vollmann-Profe [Anm. 9], S. 131–134; über den Erzählprozeß M.G. Scholz, Zum Verhältnis von Mäzen, Autor und Publikum im 14. und 15. Jahrhundert. »Wilhelm von Österreich« – »Rappoltsteiner Parzival« – Michel Beheim, Darmstadt 1987, bes. S. 10–32.

auf Gott einsetzend und der Hoffnung auf das ewige Leben schließend, lenkt der Text wieder auf den Pfad »einfachen« Geschichtenerzählens zurück.

Die drei Minne- und Abenteuerromane lassen sich somit, experimentell als Glieder einer literarischen Reihe aufeinander bezogen, als Grenz- und Übergangsphänomene verstehen, selbst mit dem Problem der Grenzüberschreitung verbunden. Sie sind nicht nur, wie andere »nachklassische« Romane auch, Ausdruck einer »Verwilderung« des Erzählens<sup>34</sup>, sondern Entwürfe vielschichtiger Welten, deren Helden jeweils neu dem Spannungsverhältnis zwischen Bindung, Bewegung und Begegnung ausgesetzt sind. Diese aus Selektion und Kombination oft bekannter Erzählelemente konstituierten Welten werden zwar heterogen in der Überlagerung der Motivangebote, brüchig in der Verführung, zielen aber zugleich auf eine Transparenz vergangener Welten und deren Konfrontation mit der erzählinternen und -externen Gegenwart. Die Texte schaffen sich Eigenräume, indem sie Artus- und Gralsbereich ebenso zurücklassen wie Antikenroman und Nationalgeschichte, indem sie sich dem freien, durch keine Vorlage gebundenen Spiel mit literarischer Erwartung hingeben. Sie versuchen sich an der Verankerung eines erzählerisch-elementaren Weg- und Minnemodells in fingierten Welten, die auf literarische und geschichtliche Wirklichkeiten hin geöffnet sind, ohne – als Kompilation oder Ausschreibung, als historischer Roman oder Schlüsselroman – ganz in diesen aufzugehen. Ihre »Modernität« zeigt sich nicht nur an der wachsenden Autonomie des Erzählens und der Vervielfachung von Verständnismöglichkeiten, sondern mindestens ebenso an dem je neuen Interferieren zwischen Traditionsgebundenheit und Innovationsversuch. Daß Helden morden können und sterben, daß sie hilflos werden können und kontingenten Umständen unterworfen sind, verstößt gegen die Bedingungen des »sinntragenden Erzählkonzepts« des »klassischen« höfischen Romans, der Zufall, Zeit, Körperlichkeit und Innerlichkeit ausschloß<sup>35</sup>, und visiert zugleich die Grenzen an, die den um Liebe und Weg sich bildenden Geschichten Kontur verleiht. Das Vordringen des Erzählens zu Gefahr und Reiz des Dämonischen und Fremden, zu Unüberschaubarkeit und Selbstinfragestellung verbindet sich mit einer Ästhetisierung kontingenter Welten<sup>36</sup>, ist aber vor allem – in einer mal geringeren, mal größeren Entblößung seiner Fiktionalität – auf den Konflikt zwischen narrativer Entfaltung, reflexiver Durchdringung und normativer Sinnsetzung gerichtet, ist auf neue Sinnbildungsprozesse gerichtet, die nicht mehr nur identifikatorische oder kritisch-wachsamer Rezeptionshaltungen fordern, vielmehr die »multiple

34 K. Stierle, Die Verwilderung des Romans als Ursprung seiner Möglichkeit, in: H. U. Gumbrecht (Hrsg.), Die Literatur in der Gesellschaft des Mittelalters, Heidelberg 1980 (Begleitreihe zum GRLM 1), S. 253–313.

35 W. Haug, Wandlungen des Fiktionalitätsbewußtseins vom hohen zum späten Mittelalter, in: J. F. Poag u. Th. C. Fox (Hrsg.), Entzauberung der Welt. Deutsche Literatur 1200–1500, Tübingen 1989, S. 1–17.

36 Vgl. W. Röcke, Die Wahrheit der Wunder. Abenteuer der Erfahrung und des Erzählens im »Brandan«- und »Apollonius«-Roman, in: Th. Cramer (Hrsg.), Wege in die Neuzeit, München 1988 (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur 8), S. 252–269.

Verfügbarkeit des Imaginären<sup>37</sup> zur Diskussion stellen. Konstitution und Konfliktierung narrativer Elemente rücken selbst in den Blickpunkt. Weder vertrauen sich die drei vorgestellten Texte der radikalen literarischen Immanenz des »klassischen« höfischen Romans an noch haben sie die Grenze zur autonomen Verweiskfunktion neuzeitlicher Fiktion bereits überschritten, doch offenbaren sie in ihrer heterogenen Fülle zunehmend Akte der Repräsentation, gefährlich und zugleich chancenreich offen für Sinnsetzungen der Rezipienten. Kontinuitäten und Brüche im Verhältnis zu dem sich im 15. Jahrhundert etablierenden Prosaroman wären von hier aus zu bedenken. Die Erzählungen entwerfen »Anschlußwelten«<sup>38</sup> in bewußter Interferenz mit gegebenen Welten der Vergangenheit und Gegenwart – »Anschlußwelten«, die das Verhältnis von ontologisch oder narratologisch Gesetztem zu dessen Bedeutungshaftigkeit und Durchschaubarkeit je neu konturieren. Ihre sinnstiftende Funktion wäre in anthropologischen Kategorien zu präzisieren – im Hinblick auf nicht-narrative Weltentwürfe und Weltbilder<sup>39</sup>, auf die literarische Kompensation gesellschaftlicher Sinndefizite<sup>40</sup> oder auf das Wechselspiel von »ästhetischer Distanz«, »Lebensorientierung« und »Lebenssteigerung«.<sup>41</sup>

## Diskussionsbericht

(Protokoll: CHRISTA BERTELSMEIER-KIERST, Marburg)

*Zu Müller:* Die Diskussion konzentrierte sich auf zwei Fragen: 1. die Frage, was der von der Interessenbildung ausgehende literarhistorische Ansatz leisten kann; 2. die Frage, ob die Kategorie des Interesses überhaupt historisch legitim ist. – Ad 1 wurde zunächst klargestellt, daß es ein Mißverständnis wäre zu meinen, der Ansatz wolle ohne »die strukturelle und inhaltliche Analyse« (S. 370) der Texte auskommen: er suche vielmehr eine Ausgangsbasis vor solcher Analyse, um diese selbst, auf die auch er prinzipiell angewiesen sei, abzusichern. Insoweit könne von einem Gegensatz zwischen struktureller Analyse und Interessenbestimmung nicht die Rede sein (vgl. auch S. XII). Kontrovers beurteilt wurde die Frage nach der Hierarchie der Deutungsansätze, die sich hier als Frage danach stellte, ob »das Konzept Interessenbildung« mit Recht den Anspruch erhebe, einen privilegierten Zugang zum Verständnis der Texte zu eröffnen. – Ad 2 wurde erörtert, ob man überhaupt berechtigt sei, einen mittelalterlichen Kunstbegriff scharf von einem modernen abzugrenzen, für den die Bestimmungen Kants stünden. Dem – von einigen nachdrücklich befürworteten – Modell der Differenz (qua »Ausdifferenzierung«), aufgrund dessen Müller seine Bedenken gegen Begriffe wie »Interesse« oder »Literaturbetrieb« formuliert hatte, wurde die Vorstellung entgegengehalten, daß es eine rein autonome Kunst im Sinne Kants niemals gegeben habe. Es gebe nur historisch unterschiedliche Formen und Grade von Autonomie einerseits, Heteronomie andererseits; und es komme allemal darauf an, das Verhältnis der beiden Momente zu bestimmen: mithin sei eine Kategorie wie die der »Interessenbildung« keineswegs eine bloß retrospektiv konstruierte.

*Zu Neumeister:* Im Mittelpunkt der Diskussion stand die Problematik des am Beispiel der Sizilianischen Dichterschule erörterten Autonomie-Begriffs. Deutlich wurde dabei vor allem dessen Relativität. Man bekräftigte die Position, daß es eine »reine« Autonomie nicht geben könne: autopoetische Systeme wie das der Sizilianischen Dichterschule definierten sich in Relation zu einer Umwelt, von der sie sich absetzten und zu der sie zugleich in einem Verhältnis wechselseitiger Beeinflussung stünden. Hervorgehoben wurde die heteronome Funktion solcher Systeme, die darin bestehe, gerade über die abgeschlossene Kunstwelt den lebensweltlichen Zusammenhalt exklusiver Elite-Gruppen zu festigen (als weitere Beispiele wurden die Lyrik Neidharts und die karolingische Hofschule genannt).

*Zu Schnell:* Umstritten war, inwieweit das Beispiel der Diskussion des

37 Iser, *Akte* [Anm. 12], S. 148.

38 S. K. Stierle, *Die Fiktion als Vorstellung, als Werk und als Schema – eine Problem-skizze*, in: Henrich/Iser [Anm. 12], S. 173–182, hier S. 176f.

39 S. etwa Aaron J. Gurjewitsch, *Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen*, München, 4. Aufl. 1989 (russ. 1972); Georges Duby (Hrsg.), *Histoire de la vie privée. II: De l'Europe féodale à la Renaissance*, Paris 1985 (dt. Frankfurt 1990).

40 Chr. Enzensberger, *Literatur und Interesse. Eine politische Ästhetik mit zwei Beispielen aus der englischen Literatur. 2., fortgeschriebene Fassung*, Frankfurt/M. 1981 (stw 302).

41 Die Begriffe bei H. Kuhn, *Entwürfe zu einer Literatursystematik des Spätmittelalters*, Tübingen 1980, hier S. 75.